

ZENTRUM SENIORENSTUDIUM LMU

Vortragszyklus (Ringvorlesung)

Autor: PD Dr. Joachim Reger, Privatdozent für Fundamentaltheologie
an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Trier

Titel: „Getrennt von mir könnt ihr nichts vollbringen“? (Joh 15, 5b) –
Zur Krise des christlichen Menschenbildes

Datum: November 2006

„Getrennt von mir könnt ihr nichts vollbringen“? (Joh 15, 5b) – Zur Krise des christlichen Menschenbildes

I. Einleitung

Die Physik geht davon aus, dass alle Dinge auf einen Schwerpunkt ausgerichtet sein müssen. Wäre dies nicht der Fall, dann würde auf der Erde ein Chaos entstehen. Nichts könnte stehen oder liegen. Es gäbe kein Oben und kein Unten. Die Orientierung wäre unmöglich. Die Welt braucht daher einen Schwerpunkt der Kräfte.

Dies ist aber nicht ausreichend. Die Menschen benötigen nicht nur einen physikalischen Schwerpunkt, sondern auch ein geistiges Zentrum, etwas, das ihnen Halt und Orientierung gibt. Ohne dieses innere Lot wird das Leben willkürlich und chaotisch. Man lebt nicht, sondern wird gelebt.

Das Christentum geht nun davon aus, dass Jesus Christus dieser Schwerpunkt ist, der Mensch in ihm Halt und Orientierung finden kann. Christ sein bedeutet, sein Leben aus diesem Zentrum heraus zu verstehen und zu gestalten. Es gehört somit zur zentralen Überzeugung des Christentums, dass der Mensch nur zu sich kommen kann, wenn er auf Christus bezogen bleibt. Jesus sagt daher: „Getrennt von mir könnt ihr nichts vollbringen“ (Joh 15, 5b).

Dieser Auffassung wird gegenwärtig vielfach widersprochen. Da ist die große Phalanx an rationalen Argumenten gegen diesen Anspruch, wie beispielsweise die Überzeugung, dass im wahrheitstheoretischen Diskurs jede Behauptung eines absoluten Wahrheitsanspruchs in den Verdacht des Totalitarismus gerate, Wahrheitsansprüche überhaupt obsolet seien. Dieser eher theoretischen Auseinandersetzung soll hier nicht nachgegangen werden.

Von größerer Dringlichkeit scheint gegenwärtig, da unmittelbarer erfahrbar, die Auseinandersetzung mit praktischen Argumenten gegen einen solchen Absolutheitsanspruch zu sein. Die Praxis der Menschen zeige, so wird vielfach behauptet, dass ohne einen religiösen Bezug, also getrennt von Jesus Christus, vieles Positive bewirkt werden könne. Dies stürzt das christliche Menschenbild insofern in eine Krise, als dadurch die Notwendigkeit einer Bindung an Christus, zumindest aus Gründen einer positiven Lebensbewältigung, wegzufallen scheint.

Die folgenden Ausführungen wollen dieser Krise des christlichen Menschenbildes in der Moderne nachgehen. Dies macht zunächst eine grundlegende Skizze der christlichen Anthropologie im Alten und Neuen Testament notwendig. Anschließend soll anhand einiger wichtiger Denker dessen zunehmende Fragwürdigkeit dargelegt werden. In einigen abschließenden Thesen soll dann die Krise des christlichen Menschenbildes für die Profilierung einer verantwortbaren christlichen Position nutzbar gemacht werden.

II. Das Menschenbild des Alten Testamentes

Das Menschenbild des Alten Testamentes erwächst unmittelbar aus der Gottesvorstellung. Ihr zentraler Gehalt besteht in der allmählichen Herausbildung eines strengen Monotheismus, der bis dahin einzigartig war. Die sukzessive Wandlung vom Heno- zum Monotheismus geschieht dabei mittels eines Ent-

mythologisierungprozesses, der wesentlich dadurch gekennzeichnet ist, dass die Gottesvorstellung abstrakt wird, Gott zunehmend von den anthropomorphen Bildern unterschieden wird. Im frühen jahwistischen Schöpfungsbericht beispielsweise, der wohl um 950 v. Chr. entstand, schafft Gott noch durch seine Hände, seinen Atem aus dem Ackerboden: „Da formte Gott, der Herr, den Menschen aus Erde vom Ackerboden und blies in seine Nase den Lebensatem. So wurde der Mensch zu einem lebendigen Wesen.“ (Gen 2, 7). Der spätere Schöpfungsbericht der Priesterschrift, zur Zeit des babylonischen Exils, ist hingegen abstrakter, weitgehend gereinigt von anthropomorphen Bildern. Gott schafft durch sein Wort, ohne stoffliches Material. Gott spricht und es wird.

Israels Beitrag zur Religionsgeschichte ist daher die Formulierung eines Monotheismus, der nicht nur numerisch, sondern vor allem qualitativ bestimmt ist. Gott ist nicht nur der Eine. Er ist vielmehr nicht mehr in die kosmischen Mächte hineinverwoben. Er tritt der Welt gegenüber. Der Kosmos wird zur Schöpfung. Gott kann von der Welt unterschieden werden. Er wird zu einem personalen Gegenüber.

Dies prägt nun unmittelbar das Menschenbild des Alten Testaments. Der souveräne Gott setzt in einem freien Akt den Menschen als sein Abbild. Dieser trägt als „Vizekönig“ Jahwes die Spuren Gottes in sich und ist daher aus der Schöpfung herausgehoben. Der pluralis majestatis in Gen 1, 26 bringt diese Sonderstellung des Menschen eindrucksvoll ins Wort: „Dann sprach Gott: Lasst uns Menschen machen als unser Abbild, uns ähnlich.“

Des Menschen Ähnlichkeit ist nun keine Kategorie der Analogie des Seins. So etwas ist dem semitischen Denken fremd. Abbildsein meint vielmehr existentielles Bezogensein. Der Mensch soll in all seinem Tun auf Gott setzen, mit dem ganzen Herzen Gott anhängen. Das „Credo“ des Judentums, das Schemah Israel, stellt daher die unbedingte Gottesliebe als zentrale Bestimmung des Menschen heraus: „Höre, Israel! Jahwe, unser Gott, Jahwe ist einzig. Darum sollst du den Herrn, deinen Gott lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzer Kraft.“ (Dtn 6, 4f.). Die Bezogenheit des Menschen auf Gott, seine Theonomie und die damit verbundene Forderung, sich stets von Gott und auf Gott hin zu verstehen, wird zum Kernpunkt des alttestamentlichen Menschenbildes. Die Sünde, verstanden als Absonderung von Gott, ist daher nicht so sehr eine moralische Kategorie, sondern vielmehr die Verfehlung der Bestimmung des Menschen, sein Rückfall hinter die ihm von Gott gegebenen Möglichkeiten.

Das alttestamentliche Bild des Menschen, mit dessen unbedingter Bezogenheit auf Gott, bedeutet nun aber keineswegs eine Verneinung der Welt. Jahwe ist eben kein abgehobenes Sein an sich. Gottes absolute Transzendenz kommt im Alten Testament dadurch zum Ausdruck, dass er sich in die Geschichte einmischt ohne sich zu vermischen. Gott geht ein in die Welt. Er hat eine Geschichte mit den Menschen, die so zur Heilsgeschichte wird. Gott prägt daher nicht nur das Sein des Menschen, sondern gleichfalls auch seine Geschichte. Der Mensch ist nicht mehr in die kosmischen Zyklen hineinverwoben. Seine Zeit wird zur linearen Geschichte, da sie im absoluten Gott einen Anfangs- und einen Endpunkt hat. Der Mensch kann in ihr, weil er in Gott einen ihn überschreitenden Bezugspunkt hat, gestalterisch wirken. Die Bezo-

genheit des Menschen auf Gott, seine Theonomie, wird zum Garant seiner Autonomie, seiner freien gestalterischen Kraft. Die Kreativität des Menschen entfaltet sich nicht in dem Maß, wie dieser sich über Gott erhebt. Der Mensch findet vielmehr nur zu sich, wenn seine Autonomie auf seinen Urgrund in Gott bezogen bleibt. Diese theonome Autonomie ist der Kernpunkt des alttestamentlichen Menschenbildes.

II. Teil Das Menschenbild des Neuen Testamentes

Das alttestamentliche Menschenbild wird nun durch das Neue Testament bestätigt, was insofern nicht verwundert, da Jesus als Jude zentral von der Tradition seines Volkes geprägt war. Die im Alten Testament grundlegende Theonomie des Menschen erfährt aber insofern eine Radikalisierung, als durch die Menschwerdung Christi Gott nicht nur in der Geschichte der Menschen wirkt, sondern selbst, also höchstpersönlich in diese Geschichte eingeht. Dies ist keine Minderung, sondern die Aufgipfelung des Monotheismus des Alten Testaments. Gott ist so souverän, dass er in die Welt eingehen kann, ohne in ihr aufzugehen. Seine Nähe zur Welt mindert nicht seine Allmacht, sondern offenbart seine wahre Souveränität. Wahre Größe kann sich einlassen, ohne sich etwas zu vergeben. Die Fleischwerdung Christi ist daher kein Rückfall in die Mythologie, mit ihrer Vermischung von Gott und Welt. Gott ist vielmehr so groß, dass er sich einmischen kann, ohne sich zu vermischen.

Damit ist die Würde des Menschen endgültig und unüberbietbar besiegelt. Denn das, was Gott selbst angenommen hat, partizipiert an seiner unantastbaren Würde. Diese Würde kommt im Neuen Testament vor allem dadurch zum Ausdruck, dass sie sich im Schwachen, dem Ohnmächtigen zeigt. Da sich Gott selbst klein macht, um die Größe des Menschen zu bezeugen, bezeugt der Mensch seine in Gott gründende Größe dadurch, dass er seine Ohnmacht und die der Anderen als genuinen Ort der Gottesbegegnung begreift. Die Bezogenheit des Menschen auf Gott wird in Jesus Christus somit zur Solidarität im Leid, die, wie schon in der alttestamentlichen Vorstellung vom Gottesknecht, im geschundenen Antlitz Christi das wahre Bild des Menschen erblickt: ecce homo!

Jesus hat somit im Menschen den Menschen und damit alle Menschen im Blick. Er radikalisiert das alttestamentliche Menschenbild, indem er dessen völkische Perspektive überwindet und sein Heilsangebot auf alle Menschen ausdehnt. Diese Weitung des Horizonts war zwar in der alttestamentlichen Tradition insofern schon grundgelegt, als die Abbildhaftigkeit im Schöpfungsmythos allen Menschen von Gott verliehen wurde. Die Dramaturgie der Heilsgeschichte führte dann aber doch zu einer Konzentration auf das auserwählte Volk Israel, unter Ausgrenzung anderer Völker. In Jesus Christus ist diese Exklusivität nun grundsätzlich überwunden. Jesus wird zum Heilsbringer für alle Völker und begründet eine universale Gemeinschaft, in der die Menschen, bei aller Verschiedenheit, gleichwertig sind. Paulus kann daher in 1 Kor 12, 12f. schreiben: „Denn wie der Leib eine Einheit ist, doch viele Glieder hat, alle Glieder des Leibes aber, obgleich es viele sind, einen einzigen Leib bilden: So ist es auch mit Christus. Durch den einen Geist wurden wir in der Taufe alle in einen

einigen Leib aufgenommen, Juden und Griechen, Sklaven und Freie; und alle wurden wir mit dem einen Geist getränkt.“

Gottes Zuwendung zu den Menschen in Jesus Christus ist nun eine Bewegung der Liebe. Gott neigt sich dem Menschen in Jesus Christus zu, weil er ihn liebt, die Liebe die innerste Triebfeder seines Handelns ist. „Die Liebe Gottes wurde unter uns dadurch offenbart, dass Gott seinen einzigen Sohn in die Welt gesandt hat, damit wir durch ihn leben.“ (1 Joh 4, 9). Benedikt XVI. kann daher in seiner ersten Enzyklika „Deus caritas est“ vom 25. 12. 2005 in Nr. 12 schreiben:

Das „(...) Handeln Gottes nimmt seine dramatische Form (...) darin an, dass Gott in Jesus Christus selbst dem ‚verlorenen Schaf‘, der leidenden und verlorenen Menschheit, nachgeht. (...) In seinem Tod am Kreuz vollzieht sich jene Wende Gottes gegen sich selbst, in der er sich verschenkt, um den Menschen wieder aufzuheben und zu retten – Liebe in ihrer radikalsten Form. Der Blick auf die durchbohrte Seite Jesu, von dem Johannes spricht (...), begreift, was Ausgangspunkt dieses Schreibens (der Enzyklika, d. Verf.) war: ‚Gott ist Liebe‘ (...). Dort kann diese Wahrheit angeschaut werden.“

Diese Vereindeutigung Gottes als Liebender stellt die wohl bedeutsamste Radikalisierung des Alten Testaments dar. Dort wird zwar gleichfalls das Bild eines liebenden Gottes gezeichnet, was vor allem die große Innigkeit belegt, mit der beispielsweise die Propheten von Gott reden. Für Ezechiel ist Jahwe Hirt (Ez 34). Für Hosea ist er Gemahl (Hos 2) und Vater (Hos 11). In Hos 11, 4 spricht der Prophet so zärtlich von Gott, dass Deissler von einer Vaterliebe spricht, wie sie selbst im Neuen Testament so nicht formuliert sei.¹ Es heißt dort: „Mit menschlichen Fesseln zog ich sie (die Israeliten, d. Verf.) an mich, mit den Ketten der Liebe. Ich war da für sie wie die (Eltern), die den Säugling an ihre Wangen heben. Ich neigte mich ihm zu und gab ihm zu essen“. Gottes Zorn angesichts des sich immer wieder ereignenden Bundesbruches geschehe daher nicht aus Rachsucht oder Willkür, sondern aus Liebe, sei Eifersucht für sein Volk, Zeichen dafür, dass Gott wirklich personal engagiert sei.² Trotzdem verbleibt das alttestamentliche Gottesbild in einer gewissen Ambivalenz, verursacht durch Gottes Verborgenheit, die Verhüllung seines Wesens.

Diese Ambivalenz wird nun durch die Menschwerdung Christi vereindeutigt, da sich Gott als der Liebende offenbart. Beweggrund dieser Selbstmitteilung ist gleichfalls die Liebe, so dass in Jesus Christus die Motivation und der Inhalt der Offenbarung in eins fallen. Gott hat eine Schwäche für den Menschen. Er sucht seine Nähe, geht ganz auf ihn, in ihn ein.

Die Folge dieser liebenden Zuwendung für das christliche Menschenbild besteht in der befreienden Erfahrung, dass die Hinordnung des Menschen auf Gott, seine Theonomie, nicht die Beschränkung seiner Autonomie bedeutet. Die Liebe Gottes achtet das Selbstbestimmungsrecht des Menschen. Dieses ist kein Akt der Emanzipation von Gott, sondern Ausdruck der Würde, die dem Menschen von Gott selbst verliehen wurde. In der Liebe Gottes verklärt die

¹ Vgl. Alfons Deissler: Gottes Selbstoffenbarung im Alten Testament In: Mysterium Salutis Bd. 2, 226-269.

² Vgl. Josef Schreiner: Theologie des Alten Testaments, Würzburg 1995, 257.

Bindung nicht, sondern befreit. Die Autonomie des Menschen wächst in dem Maß, wie dieser sich an den liebenden Gott bindet.

Gottes Liebe ist charakterisiert durch seine bedingungslose Hingabe. Gott entäußert sich und kommt dem Menschen entgegen. Dieser Akt der Selbstentäußerung stellt ein Wagnis dar, das verletzlich macht. Denn die personale Hingabe trifft auf die Offenheit des Dus, das diese Liebe zurückweisen kann. Die göttliche Liebe darf daher nicht mit Sentimentalität gleichgesetzt werden. Sie forderte von Jesus, das eigene Leben in die Waagschale zu werfen und sich bedingungslos hinzugeben.

Diese Radikalität der göttlichen Liebe ruft den Menschen auf, gleichfalls zu lieben, sich selbst auf den Nächsten und Gott hin zu überschreiten. Die theonome Autonomie des Menschen besagt, dass dieser nicht aus sich und in sich zur Erfaltung gelangt, sondern er seine in ihm liegenden Möglichkeiten nur mittels der Bereitschaft zur Selbstüberschreitung auf Gott und den Nächsten entfalten kann.

Dies ist der Kernpunkt des christlichen Menschenbildes, das in der Aussage Jesu „Getrennt von mir könnt ihr nichts vollbringen“ brennpunktartig zum Ausdruck kommt.

III. Teil Die Krise des christlichen Menschenbildes in der Neuzeit

Das Selbstverständnis des christlichen Menschenbildes im beschriebenen Sinne ist nun sukzessive fragwürdig geworden. Der moderne Mensch sieht im Gottesbezug keineswegs mehr die Voraussetzung zur Entfaltung seiner Möglichkeiten, so dass die Aussage Joh 15, 5b „Getrennt von mir könnt ihr nichts vollbringen“ in die Krise geriet.

Zunächst einmal erscheint es bemerkenswert, dass das christliche Menschenbild mit seiner Konzeption einer theonomen Autonomie des Menschen für eine positive Rezeption durch die Moderne geeignet gewesen wäre. Denn durch die im Alten Testament grundgelegte und in Jesus Christus aufgegipfelte Entmythologisierung des Kosmos wurde die Welt zum Gestaltungsraum des Menschen, der Mensch zum Mitschöpfer Gottes. Als Abbild Gottes kann der Mensch, analog zu Gott, der Welt gegenüber treten und diese kreativ nach seinen Vorstellungen gestalten. Der homo religiosus im christlichen Sinne machte den modernen homo faber erst möglich.

Die in Gott gründende Autonomie des Menschen hätte ihn im übrigen vor seiner selbstzerstörerischen Maßlosigkeit im Verhältnis zur Schöpfung bewahren können, die ihm als „Vizekönig“ Gottes nur zur Pflege anvertraut war. Von Gott her hätte der Mensch nicht nur seine Entgrenzung, sondern auch Kriterien für seine Begrenzung erfahren können.

Tatsache ist aber, dass es so nicht gekommen ist. Der Mensch empfand die Theonomie nicht mehr als Grund seiner Autonomie, sondern nahm diese zunehmend als entfremdend und entmündigend wahr. Gott stehe der Entfaltung der Autonomie des Menschen entgegen. Die Zeugen dieser Entfremdungsgeschichte sind zahlreich und können hier nur exemplarisch angeführt werden.

Feuerbachs Projektionstheorie beispielsweise erwächst nicht so sehr aus einer intellektuellen Ablehnung des Christentums, sondern wurzelt in der fundamen-

talen Erfahrung der Entfremdung des Menschen durch Gott und die Religion. Gott stehe, so Feuerbach, der Anerkennung der Würde des Menschen entgegen, weil er ihm seine ihm zukommenden positiven Eigenschaften abspreche. Er bemerkt in „Das Wesen des Christentums“:

„Die Religion ist die Entzweiung des Menschen mit sich: Er setzt sich Gott als ein ihm entgegengesetztes Wesen gegenüber. Gott ist nicht, was der Mensch ist – der Mensch nicht, was Gott ist. (...) Gott und Mensch sind Extreme: Gott das schlechthin Positive, der Inbegriff aller Realitäten, der Mensch das schlechtweg Negative, der Inbegriff aller Nichtigkeiten.“³

Für Karl Marx ist durch Feuerbach die dem Christentum zukommende Religionskritik geleistet, so dass an ihm allenfalls noch die grundlegende Entfremdung des Menschen abzulesen sei. Die Religion sei nicht mehr die Ursache, sondern allenfalls das Symptom der Entfremdung des Menschen. Marx schreibt daher in seiner Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie 1844:

„Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist. Sie ist das Opium des Volks. (...) Es ist (...) die Aufgabe der Geschichte, nachdem das Jenseits der Wahrheit verschwunden ist, die Wahrheit des Diesseits zu etablieren. (...) Die Kritik des Himmels verwandelt sich damit in die Kritik der Erde, die Kritik der Religion in die Kritik des Rechts, die Kritik der Theologie in die Kritik der Politik.“⁴

Marx' Verzicht einer eingehenderen Religionskritik ist daher kein Indiz dafür, dass sich Gott und Mensch wieder angenähert hätten, sondern belegt, dass sich die menschliche Autonomie noch radikaler von der Theonomie emanzipierte.

Friedrich Nietzsches Religionskritik schließlich ist gleichfalls nicht primär erkenntnistheoretisch motiviert, sondern versteht sich als Akt der Rebellion gegenüber einer Religion, die den Menschen zunehmend von sich selbst entfremde. Nietzsche schreibt im Antichristen:

„Der Mensch des Glaubens, der ‚Gläubige‘ jeder Art ist notwendig ein abhängiger Mensch – ein solcher, der sich nicht als Zweck, der von sich aus überhaupt nicht Zwecke setzen kann. Der ‚Gläubige‘ gehört sich nicht, der kann nur Mittel sein, er muss verbraucht werden, er hat jemand nötig, der ihn verbraucht. Sein Instinkt gibt einer Moral der Entselbstung die höchste Ehre: zu ihr überredet ihn alles, seine Klugheit, seine Erfahrung, seine Eitelkeit. Jeder Art von Glaube ist selbst ein Ausdruck von Entselbstung, von Selbst-Entfremdung... (...)“⁵

Feuerbach, Marx und Nietzsche stimmen somit, bei aller Verschiedenheit ihrer Konzeptionen, darin überein, dass die Theonomie des Menschen nicht zur Entfaltung seiner Autonomie führe, sondern diese vielmehr behindere. Die im christlichen Menschenbild vertretene Bezogenheit von Theonomie und Autonomie wandelt sich zu einem scheinbar unüberwindlichen Gegensatz. Dem

³ Ludwig Feuerbach: Das Wesen des Christentums, 75.

⁴ Karl Marx: Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie, 378f.

⁵ Friedrich Nietzsche: Der Antichrist 54.

Christentum wird dadurch genau jene Menschwerdungskraft abgesprochen, die es zentral anstrebt.

Wie konnte es dazu kommen? Die Gründe für diese Entwicklung sind vielfältig und können hier nicht entfaltet werden. Die existentielle Diktion der vorgetragenen Religionskritik lässt aber vermuten, dass sie im Kern durch konkrete Erfahrungen mit dem Christentum angestoßen wurde. Es ist deshalb bemerkenswert, dass alle drei Protagonisten der beschriebenen Emanzipationsbewegung eine verkümmerte, defiziente Form des Christentums kennen lernten. Feuerbach begegnete dem Christentum des 19. Jahrhunderts in Gestalt einer gesellschaftlichen Wirklichkeit, die sich zunehmend mit den etablierten Kreisen solidarisierte und diesen half, ihren machtvollen status quo zu stabilisieren, an dem er selbst, der in Verelendung starb, nie partizipieren konnte. Karl Marx wurde 1818 als Sohn eines jüdischen Rechtsanwalts geboren und musste erleben, wie sein Vater gezwungen wurde, dem jüdischen Glauben abzuschwören und zum Christentum überzutreten, um seinen Beruf auszuüben. Und schließlich bekennt Nietzsche in der Parabel „Vom tollen Menschen“ in „Die fröhliche Wissenschaft“, dass er und die Menschen, die ihm begegneten, Gott getötet hätten. „Wohin ist Gott?“ rief er, „ich will es euch sagen! Wir haben ihn getötet – ihr und ich! Wir alle sind seine Mörder.“⁶ Nietzsches These vom Tod Gottes ist somit keine akademische Feststellung der Nichtexistenz Gottes, sondern eine Anklage an die Menschen, die durch ihre Lebenspraxis, durch die konkrete Gestalt ihres christlichen Glaubens, die Annahme der Existenz Gottes unglaubwürdig machen.

Bei aller vereinfachenden Tendenz solch milieutheoretischer Erklärungsversuche drängt sich der Eindruck auf, dass das christliche Menschenbild vor allem deshalb in die Krise geriet, weil es als unglaubwürdig empfunden wurde. Die konkrete Gestalt von Christentum und Kirche verdeckte seine emanzipatorische Kraft. Dies muss jeden Christen mit Trauer erfüllen und Ansporn sein, die befreiende Kraft des christlichen Menschenbildes durch Wort und Tat wieder neu ins Bewusstsein zu rufen.

IV. Die Herausforderung der Gegenwart

War Nietzsches Emanzipationsakt noch vom prometheischen Geist des „Getrennt vom Christentum könnt ihr alles vollbringen!“ erfüllt, so ist dem gegenwärtigen Menschen dieses Selbstbewusstsein weitgehend abhanden gekommen. Die Desillusionierung des Fortschrittsglaubens, sowie die Abschleifung sozialer, kultureller und religiöser Kristallisationspunkte hat eine Daseinskälte hinterlassen, die nicht wenigen Menschen zunehmend unerträglich wird. Durch den neuzeitlichen Emanzipationsakt des Menschen von Gott konnte dieser sich zwar scheinbar selbst verwirklichen, bekam aber nicht nur die Früchte, sondern gleichfalls auch die Last seiner gescheiterten Geschichte auf seine Schultern gelegt. Es fehlte die göttliche Instanz, die entlastend hätte wirken können. Der Emanzipationsakt des Menschen fiel in Gestalt einer grundlegenden Existenzangst auf ihn zurück, die nicht mehr, wie beispielsweise noch bei Jean Paul Sartre, als Katalysator der Selbstfindung des Menschen

⁶ Ders.: Die fröhliche Wissenschaft III, 125.

angesehen werden konnte, sondern zunehmend als zersetzend empfunden wurde.

In diesen Kontext fällt die gegenwärtig zu beobachtende Revitalisierung der Religion, die vielfach zu beobachten ist. Die Menschen der postmodernen Gesellschaften suchen in der Religion nach angstmindernder Orientierung und Heimat, die das von Gott emanzipierte Selbstverständnis nicht vermitteln konnte. Ob diese Rückbesinnung allerdings zu einer Renaissance des christlichen Menschenbildes führt erscheint fraglich, da zahlreiche neue religiöse Bewegungen, wie beispielsweise das New Age oder die westliche Rezeption der östlichen Religionen, von starken Selbsterlösungstendenzen gekennzeichnet sind, die den autonomen Horizont des modernen Menschen nicht wirklich auf eine transzendente Perspektive hin überschreiten. Die Autonomie des Menschen wird dadurch nicht mit der Theonomie versöhnt. Damit ist schon angedeutet, dass sich die religiöse Sinnsuche nur zu einem geringen Teil auf die traditionellen Kirchen bezieht. Der Theologie, Verkündigung und Pastoral erwachsen hier große Herausforderungen.

Doch mit dieser Beobachtung ist die gegenwärtige Krise der christlichen Anthropologie noch nicht im Kern erfasst. Diese besteht vielmehr darin, dass zahlreiche Menschen in den modernen Gesellschaften durchaus glücklich und erfüllt leben, ohne ihre Autonomie als von Gott gegeben zu verstehen. Es gibt, neben der eben beschriebenen Krise des modernen Menschen, die Parallelgesellschaft der ohne Religion und christlichen Glauben lebenden Menschen, die glücklich und zufrieden sind und dabei vielleicht nicht alles, aber doch so manches vollbringen können. Spätestens seit dem Geschenk der Vereinigung Deutschlands, durch die viele Menschen ohne religiöse Biographie Teil unserer Gesellschaft wurden, darf man diese Tatsache nicht mehr einfach ignorieren. Viele Menschen richten sich gegenwärtig in der Welt ein und finden Heimat beziehungsweise Erfüllung ohne Gott, sei es in ihrem Beruf, bei Freunden, in der Familie usw.

Dabei erwächst eine solch diesseitige Sinnfindung keineswegs nur aus Erfolg und gelungener Bedürfnisbefriedigung, sondern schließt die Fähigkeit zu Opfer und Verzicht durchaus ein. Man ist bereit, eigene Bedürfnisse zurückzustellen für den Betrieb, den Freund, die Freundin, das Wohl der eigenen Familie usw. Selbst der Tod, die Infragestellung jedes immanenten Sinnentwurfes, das Ende jeder Autonomie ohne Theonomie, wird durchaus sinnstiftend gedeutet. Man glaubt an das Weiterleben in der kommenden Generation, nimmt die Begrenzung der eigenen Lebenszeit als Aufruf, ein intensives Leben zu leben und zwar nicht im Sinne eines vordergründigen Hedonismus, sondern durchaus als Motivation sich konstruktiv in die Welt einzubringen, diese kulturell, karitativ oder ethisch zu gestalten.

Dies stellt die wohl gravierendste Anfrage an das beschriebene Prinzip des christlichen Menschenbildes dar, wie es uns in der Aussage Jesu „Getrennt von mir könnt ihr nichts vollbringen“ begegnet ist. Denn mit der geschilderten Beobachtung eines stimmigen, diesseitigen Sinnentwurfes wird die Notwendigkeit einer theonomen Autonomie grundsätzlich fragwürdig. Das alte Problem der Absolutheit des Christentums erscheint in anthropologischem Gewand, wird nicht im wahrheitstheoretischen Diskurs, sondern schlicht durch die Lebenspraxis in Frage gestellt.

Die Reaktionen vonseiten des Christentums auf diese Tatsache sind nun, so sie überhaupt erfolgen, vielfach defizitär.

1. Weit verbreitet ist die Strategie, die Tatsache diesseitiger, gelungener Sinnentwürfe einfach zu ignorieren oder zu diskreditieren. Die Aussage Jesu „Getrennt von mir könnt ihr nichts vollbringen“ wird entweder einfach weiter unreflektiert behauptet oder aber die diesseitigen Sinnentwürfe werden als moralisch minderwertig qualifiziert. Eine solche Position beeinträchtigt jedoch die Glaubwürdigkeit des christlichen Menschenbildes nachhaltig, da dies der Erfahrung vieler Menschen widerspricht.

2. Eine weitere Strategie besteht darin, diesseitige Sinnstiftung religiös zu vereinnahmen, indem man dieser eine implizite Herkunft aus dem Christentum unterstellt. Die Menschen wüssten zwar nicht, dass sie christlich handelten, vollzögen dies aber unbewusst. Diese Argumentation ist insofern problematisch, als durch sie der Autonomie des Menschen nicht Rechnung getragen wird, was zu jenen Abwehrhaltungen führt, wie sie bei Feuerbach, Marx beziehungsweise Nietzsche zu beobachten waren.

3. Schließlich besteht eine weitere Strategie darin, das Christentum auf eine diesseitige Bedürfnisreligion zu reduzieren. Die Säkularisierung der Hoffnung in der Moderne wird vom Christentum übernommen. Das Kriterium des wahren Christentums ist dann dessen Tauglichkeit für die Welt. Als Folge davon erschöpft es sich im Streben nach Erfüllung der weltlichen Sehnsüchte der Menschen. Es wird zu einer Kopie des Lebens ohne Gott. Eine solche Anpassung führt zu einer ständigen Überforderung der Kirche, da sie mit den weltlichen Anbietern meist nicht mithalten kann.

Die zentrale These des christlichen Menschenbildes, mit seiner Behauptung „Getrennt von mir könnt ihr nichts vollbringen“, ist somit erklärungsbedürftig, da sie, wird sie als reine Tauglichkeit für die Welt verstanden, der Erfahrung zahlreicher Menschen widerspricht. Folgende grundlegende Hinweise erscheinen daher angebracht:

1. Von zentraler Bedeutung ist zunächst die Bereitschaft, die beschriebene Tatsache einer rein weltlichen Sinnstiftung zur Kenntnis zu nehmen. Dies mag zunächst einmal unangenehm sein, da dem Christentum dadurch ein bisher sicheres Monopol scheinbar abhanden kommt. Die Redlichkeit und Wahrhaftigkeit gebietet es aber, sich der beschriebenen Faktizität zu stellen. Dabei kann die Erkenntnis hilfreich sein, dass die damit verbundene Krise des christlichen Menschenbildes eine Chance darstellt, die Essenz des christlichen Glaubens schärfer in den Blick zu nehmen. Die scheinbare Bedrohung wird zum Segen. Dies verweist auf die zweite Überlegung.

2. Es muss mit aller Deutlichkeit herausgestellt werden, dass es sich beim Christentum primär nicht um eine Konzeption zur immanenten Lebensbewältigung handelt. Das „Vollbringen“ im Sinne Jesu meint keine irdische Tauglichkeit im Sinne eines glückseligen Lebens. Wäre dem so, dann könnte das Christentum in der Tat nicht mit denen nach weltlichem Glück strebenden Konzepten mithalten, schon deshalb nicht, weil die Bindung an Christus vieles im Leben schwieriger macht. Jedes Martyrium wäre dann ein gescheiterter Lebensentwurf! Im übrigen würde sich ein so verstandenes Christentum dem Verdacht aussetzen, Projektion der Wünsche des Menschen zu sein, da es im Horizont der Menschen verbleibt.

Die Mitte des Christentums beziehungsweise des christlichen Menschenbildes besteht vielmehr darin, dass es das „Vollbringen“ allein an der Verbindung und Übereinstimmung mit Christus festmacht. Die Autonomie des christlichen Menschenbildes ist theonom. Deshalb bedeutet das „Vollbringen“ nicht Tauglichkeit für die Welt, sondern Übereinstimmung mit der Wahrheit, die in Jesus Christus erkennbar und konkret geworden ist. Aus dieser Bezogenheit kann sich dann Praktikabilität wie Halt, Orientierung und Erfüllung, aber auch Leidenfähigkeit usf. ableiten, dies aber als Folge und nicht an Stelle der Bindung an Christus.

Das Christentum beziehungsweise das christliche Menschenbild steht, so gesehen, überhaupt nicht in Konkurrenz mit geglückten immanenten Sinnentwürfen, sondern will etwas weit umfassenderes. Es strebt nach und lebt aus der Übereinstimmung mit Christus, was irdische Brauchbarkeit und Erfüllung einschließen kann, aber nicht muss. Wird die immanente Tauglichkeit zum Kriterium des wahren Christentums, dann bedeutet dies seine Reduktion auf den jeweiligen Horizont des Menschen. Dies wird weder dem Christentum noch den im Menschen liegenden Möglichkeiten gerecht.

3. Die Absolutheit des Christentums, die in der Aussage „Getrennt von mir könnt ihr nichts vollbringen“ existentiell gewendet zum Ausdruck kommt, ist daher keine Behauptung, die einfach empirisch nachgewiesen werden könnte. Sie fordert eine letztlich nicht mehr ableitbare Entscheidung für Jesus Christus, der die Wahrheit ist. Die Glaubwürdigkeit des christlichen Menschenbildes erwächst daher primär aus dem Zeugnis der Menschen, die sich an diese Wahrheit binden und zwar auch dann, wenn eine solche Hingabe ein nach menschlichen Vorstellungen misslungenes Leben zur Folge hat. Menschen, die, um das Bild des Anfangs aufzugreifen, in Jesus Christus den Schwerpunkt ihres Lebens entdecken, finden daher nicht nur Bergung in der Angst, die den Menschen gegenwärtig so verunsichert, sondern sie verstehen ihre Autonomie auch dann theonom, wenn dies ihren Bedürfnissen zuwider läuft. Dadurch bezeugen sie, dass der Mensch zu mehr berufen ist, als ein innerweltlich glückliches Leben zu leben.